

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

d

Urs Widmer

*Reise an den Rand
des Universums*

Autobiographie

Diogenes

Umschlagillustration:
Shirana Shahbazi, ›Schnecke-01-2011‹ (Ausschnitt)
C-print auf Aluminium
Copyright © Shirana Shahbazi
Mit freundlicher Genehmigung der Galerie Bob van Orsouw, Zürich

Für Juliana

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2013
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/13/8/1
ISBN 978 3 257 06868 9

KEIN Schriftsteller, der bei Trost ist, schreibt eine Autobiographie. Denn eine Autobiographie ist das letzte Buch. Hinter der Autobiographie ist nichts. Alles Material verbraucht. Kein Erinnerungsrätsel mehr.

Immer näher rücken mir die Erinnerungen in ihrer puren Nüchternheit. Ich bin in der Falle des eigenen Lebens. Es ist wie bei einer Sanduhr: Der Sand, anfangs überreich im obern Glas, rinnt unerbittlich nach unten, und an einem Tag ist die letzte Erfindung, die in etwas Erlebtem wurzelt, erzählt. Du bist nicht tot – das ist ein anderer Sand in einem andern Stundenglas –, aber du hast alle Geschichten erzählt.

Außer: Du machst, hoffentlich rechtzeitig noch, aus deiner Not eine Tugend. Tust das Unabänderliche mit Lust und erfindest das Leben mit genau dem, was du erinnerst. Mit den Tatsachen. Mit dem, was du redlich und aufrichtig dafür zu halten gewillt bist. Denn früher einmal dachte ich, dass die Phantasie nichts anderes als ein besonders gutes Gedächtnis sei. Heute glaube ich eher, dass jedes Erinnern, auch das genaueste, ein Erfinden ist. Das Tatsächliche erinnern: Auch daraus kann nur ein Roman werden.

Vermutlich aber gehorche ich nur einem banalen Gesetz der Menschen: Erst träumen wir von der Zukunft, dann leben wir sie, und am Ende, wenn diese gelebte Zukunft vergangen ist, erzählen wir sie uns noch einmal.

so wurde ich gezeugt: Meine Eltern, seit zwei Jahren verheiratet, verbrachten ihre Ferien im Lötschental. Das war damals so weit weg von jeder Welt, dass sie seinen Eingang kaum fanden. Der Zug hielt zwar in Goppenstein, direkt am Ende des Lötschbergtunnels. Aber da war dann nur ein einsames Stationsgebäude, eine unter Felswände geduckte Steinburg, und auf der andern Talseite, vor ähnlich steilen Fluhlen und keinen Steinwurf entfernt, ein Haus, für das es keine Erklärung gab. Denn wer sollte hier wohnen? – Zwischen Haus und Bahnhof der Bach, ein reißendes Gewässer.

Ins Tal gelangten sie durch einen Stollen, der so breit wie ein Maultier war, kaum breiter, und ohne Licht. Nasse Wände. Allerdings sahen sie den Ausgang bereits, als sie das Höhlenloch betraten. (Wie waren die Talbewohner vor dem Bau des Stollens in ihr Tal gelangt? Mit Hilfe einer Hängebrücke, die über dem gischtenden Bach hing? Auf einem heute verschwundenen Kletterpfad?) – Wie auch immer: Hinter dem Stollen öffnete sich das Tal, schön und grün und sonnig. An seinem Ende, fern, eine schneeglitzernde Bergwand mit einer Kerbe in ihrer Mitte, der Lötschenlücke, über der der blaue Himmel strahlte. Es gab keine Straße, oder nur eine, die den Maultieren gehörte, allenfalls einem Karren. In der Mitte des Tals, hinter Kippel, hörte auch der Karrenweg auf, und meine Eltern gingen hintereinander auf einem fußbreiten Saumpfad. Sie trotteten, ohne Maulesel oder gar einen Wagen, ihre prallvollen Rucksäcke auf dem Rücken, durch einen Weiler nach dem andern – Ferden, Kippel, Wiler –, bis sie in Blatten ankamen. Dem Ziel ihrer Sehnsucht. Es war das hinterste Dorf im Tal und roch heftig

nach seinen Maultieren, aber meine Eltern störten sich nicht daran, sondern waren entzückt von all dem Urtümlichen. Ich habe keine Ahnung, warum es sie just in dieses Blatten verschlagen hatte, das zwischen dem Mittelalter und der Gegenwart keinen Unterschied machte und auf den Karten der Landestopographie nur zu finden war, wenn man mit einer Lupe danach suchte. Vielleicht durch Conrad Beck, einen Komponisten, der mit ihnen (seine Frau war auch dabei) und ein passionierter Berggänger war. Das Bietschhorn, das dann seine Beute wurde, ragte vor ihnen in die Höhe, jener furchterregende Viertausender, dessen Erstbesteiger der Vater Virginia Woolfes gewesen war. *Ganz* so unbekannt konnte das Lötschental doch nicht gewesen sein. Wie sonst hätte Virginia Woolfes Papa es sonst gefunden? – Aber noch immer riegelte der erste Schnee das Tal von der Außenwelt ab. Wer an diesem Schicksalstag in ihm drin war, blieb drin. Wer draußen war, musste auf die Schneeschmelze warten. Das war das Gesetz, gegen das es keinen Einspruch gab. Es gab kaum je einen Winter ohne einen Eingesperrten oder Ausgesetzten. Es gab sogar einen Winter ohne Pfarrer – der hatte seinen Kollegen in Gampel besucht und war, heimwärts stürmend, langsamer als der vom Himmel strömende Schnee gewesen –, und vier Lötschentaler starben ohne eine Letzte Ölung. Drei kleine Menschenkinder mussten bis zum Frühling auf ihre Taufe warten.

Meine Eltern und die Becks mieteten sich in einem schwarzverwitterten Holzhaus ein, dem größten und schönsten des Dorfs in der Tat, in der Wohnung im ersten Stock, deren Fenster, wie alle Fenster im Tal, so klein waren, dass sie kaum die Köpfe hindurchstecken konnten. Unter ihnen

toste der Bach, die Lonza. Die Lonza war so laut, dass sie sich anbrüllen mussten, wenn sie beim Frühstück um die Butter baten. Es war ein ununterbrochenes unerbittliches Tosen. Meine Eltern brüllten, die Becks brüllten, aber nach ein paar Tagen hatten sie sich daran gewöhnt, brüllend nach dem Salz zu fragen oder einen Witz zu erzählen. (Conrad Beck war ein Meister des Witze-Erzählens.) Die Einheimischen brüllten nicht. Sie hatten über viele Generationen hin eine Technik des Sprechens entwickelt, mit deren Hilfe sie besser als meine Eltern und der Rest der Welt mit dem Getöse fertig wurden, das sie gar nicht mehr hörten. Sie sprachen laut, das schon. Aber vor allem fistelten sie mit hohen Kopfstimmen, die weit besser durch das Lonza-Tosen drangen als die Baritone meines Vaters und Conis. Auch die Frauen sprachen mit gepressten Lauten, die sie hoch oben im Kopf bildeten. Da waren die Stimmen meiner Mutter und Conis Frau beinah schon Bässe dagegen. Weit wirkungsloser jedenfalls gegen die Lonza als die der Einheimischen. – Alle im Tal trugen schwarze Gewänder, und die Frauen Kopftücher. In Blatten gab es keinen Menschen, der nicht schwarz war.

Die Lonza, ihr Lärm, führte auch dazu, dass die beiden Paare – frisch verheiratet, sehr verliebt – in den Nächten, obwohl die Wände zwischen ihren Schlafzimmern dünne Fichtenbretter waren, keine Rücksicht aufeinander nehmen mussten. So laut wie die Lonza konnte kein Liebespaar sein. So tosten Anita und Walter im einen Zimmer, Coni und seine Frau (wie hieß sie nur?) im andern, ohne die geringste Scham und ohne einander zu hören. Selbst Anita verstand ja kaum, was Walter ihr ins Ohr brüllte. »Ich liebe

dich!« – Ich wurde aber nicht in diesen Nächten gezeugt – da waren sich meine Eltern später sicher –, sondern an einem einsamen Nachmittag, an dem der bergwilde Coni sich mit seiner Frau (Tildi?) auf den Weg aufs Hockenhorn oder den Petersgrat gemacht hatte und meine Eltern (mein Vater stieg auf keine Berge; meine Mutter war an jenem Tag gerne mit ihm solidarisch) zuerst ein bisschen durch die hellen Wiesen bummelten und sich dann, wieder im Haus, mit einer wortlosen Selbstverständlichkeit aufs Bett legten und sich küssten. *Jetzt* konnte mein Vater so laut brüllen wie er wollte – kein Coni, keine Anni (ich glaube, sie hieß Anni) weit und breit –; denn wenn die Lonza auch tatsächlich alle andern Geräusche zunichtemachte, so hörte mein Vater doch *sich*, und damit hörten ihn, in seiner Vorstellung, alle. Anita, ich weiß nicht, ob sie laut war oder still. – Am Abend kamen Coni und Anni strahlend vor Glück zurück (sie hatten nur auf die Lötschenlücke gewollt, ein Spaziergang für sie, waren aber hinter der Favleralp in einem Arvenwäldchen steckengeblieben und hatten dort den halben Tag verbracht), und meine Mutter kochte Spaghetti, die, wie manches andere inzwischen, aus der fernen Welt ins Tal gebracht und in einem Laden, über dessen Tür »Handlung« stand, verkauft wurden. Billiger, nicht teurer als im Unterland, sonst hätte sie sich keiner der Lötschentaler leisten können. Zwar kamen sie inzwischen auch nicht mehr um die Geldwirtschaft herum. Aber eigentlich war ihnen ein Tauschhandel der alten Art immer noch lieber. Sie wussten sehr genau, was ein Korb voll Kartoffeln wert war. Einen großen Krug voll Milch oder zwei Ballen Butter. – Die Handlung war auch das Postamt und mein Vater

der Einzige, der regelmäßig Post erhielt. So regelmäßig, wie es die Maultiere eben zuließen, denen der Postsack in Goppenstein oben auf das gepackt wurde, was sie eigentlich transportierten. Schaufeln, Sensenklingen, Spaghetti. – Auch die Zeitung, die *National-Zeitung* aus Basel, kam mit einer Woche Verspätung.

Das Lötschental wurde auch für mich der Ort, in dem ich meine Sommer verbrachte. Ich hieß ja auch der Lötschi. »Lötschi, trink endlich deine Milch!« (Später verbat ich mir diesen Namen und wollte so gerufen werden, wie ich hieß. Nun rief mich mein Vater »Uti«, und später »Gütterli«.) Wir waren jetzt nicht mehr in Blatten, sondern – hoch über dem Talboden – in Weißenried, einem noch viel kleineren Weiler mit einer Handvoll verwitterten Holzhäusern und ein paar Stadeln auf Pfählen und kreisrunden Granitplatten, die den Mäusen verboten, ins Heu zu gelangen. Am Beginn der Ferien, wenn wir von Goppenstein her kamen, wählten wir nun in Wiler einen steilen, noch schmaleren Bergpfad, der uns den Umweg über Blatten ersparte. Über uns, am Hang klebend, leuchtete während Stunden die Kapelle von Weißenried und war ein, zwei Male unerreichbar, auf diesem Weg wenigstens, denn der führte – Weißenried schon ganz nahe – über einen schier lotrecht nach unten tosenden Bergbach, dessen Brücke ein Baumstamm war, der vom einen Ufer aufs andere geworfen und so glitschig war, dass ich mich heute noch frage, woher meine Eltern den Wahnsinnsmut nahmen, mit Rucksäcken und einem Kind auf dem Buckel über ihn zu balancieren. Ein Ausrutscher, und Rucksack, Kind und Papa wären in der Tiefe verschwunden, im Nu bis zur Lonza hinabgespült und mit

dieser bis in die Rhone und ins Mittelmeer. – Zwei, drei Male kehrten wir auch tatsächlich um, unser Heim in Griffnähe, gingen den ganzen Serpentinweg bis Wiler zurück, auf dem Talboden nach Blatten und von dort, von der andern Seite her, in weit sanfteren Kehren hinauf nach Weißenried. Auch da stürmte mein Vater, der einen Herzfehler hatte, im Tempo eines Irren seiner Frau weit voraus und wartete dann nach Luft ringend auf sie. Ich, in seinem Rucksack, hüpfte auf und ab und kreischte vor Vergnügen und Sorge. Meine Mutter kam – ich umklammerte mit meinen Patschhänden Papas schweißnassen Schädel – mit ruhigen regelmäßigen Schritten näher. Wenn sie bei uns angekommen war, stürmten mein Vater und ich wieder los.

UM diesen Frieden herum war Krieg. Er war in Basel nicht zu sehen, kaum, oder eben doch, denn auch für ein Kind – gerade für ein Kind – waren überall seine Zeichen zu erkennen. Meine Eltern sprachen ja auch vom Krieg. Von Göbbels, von Göring und von Himmler. Ich wusste, dass Hitler der Böseste dieser Bösen war. Aber auch die Stimme des Nachrichtensprechers von Radio Beromünster – eigentlich ein Guter in einem guten Sender – bedeutete Gefahr und Bedrohung. Ich fröstelte, wenn ich sie hörte. Jeden Tag um halb eins dröhnte sie aus jedem Haus der Straße. *Jeder* hörte die Mittagsnachrichten: die Schaub's, die Fuchs', die Geisers, die Stauffers. Sogar die weiße Dame. Egal wo ich war, immer war um Punkt halb eins zuerst das Zeitzeichen zu hören – zwei gleiche Töne, ein höherer –, und dann kam die Stimme des Nachrichtensprechers: »Die Nachrichten der Schweizerischen Depeschenagentur.« Nie war die Stimme krank, nie in den Ferien. Sie war verlässlich wie der Krieg selber und verstummte erst, als auch dieser vorüber war. – Überhaupt war das Radio voller bedrohlicher *und*

herrlicher Geheimnisse. Der Marconi war sowieso schon, auch ohne Krieg, das Herz des Hauses, weil mein Vater Tag und Nacht Schallplatten anhörte. Aber er war auch so groß – mächtig wie eine Truhe –, dass alle *bambini ticinesi* in ihm Platz fanden. Wenn sie *La montanara* sangen! Hörte ich aus diesem Radio tatsächlich auch Hitler? Oder verwechsle ich inzwischen sein Bellen mit dem meines Vaters, der immer wieder einmal – wenn die Wut ihn sprengte – zu lautstarken Parodien ansetzte? Dann stand er in der Mitte des Wohnzimmers oder auch am Küchentisch, hielt einen Arm erhoben und brüllte: »Wollt ihr den totalen Krrrieg?« Die Freunde um ihn herum lachten, meine Mutter lächelte und war doch froh, wenn er wieder aufhörte. Ich staunte zu ihm hoch und fürchtete mich ein bisschen. – Einmal kam aus dem Marconi die Stimme meines Vaters selbst. Ich war allein im Wohnzimmer, und kein Mensch hatte mir das Ereignis angekündigt. Meine Mutter schien von dem Wunder auch nichts zu wissen – oder war es für sie keins? –, denn sie fuhrwerkte in der Küche oder im Gemüsegarten herum. Ich hockte wie vom Donner gerührt ganz nah am Lautsprecher und rätselte darüber, wie mein Papa in den Marconi hineingekommen war. In diese Kiste, die zwar für die *bambini ticinesi* ausreichen mochte, aber doch nicht für meinen mächtigen Vater! Seine Stimme war die vertraute, das schon; gleichzeitig war sie kälter, ernster, gewichtiger. Fremder. Ich verstand kein Wort. – Dann trat mein Vater ins Zimmer – aus den Lautsprechern kam inzwischen ein lüpfiger Ländler, aber mein Ohr klebte immer noch an ihrem Jutestoff –, und es stellte sich heraus, dass er im Studio am untern Ende der Marignanostraße gewesen und dass es

möglich war, seine Stimme von dort bis in unsern Radioapparat zu schicken. Das Studio war so nah, dass ich auch später, wenn er wieder einmal vor dem Mikrophon saß, gar nicht bemerkte, dass er weg war. Er wurde immer wieder zu irgendwelchen Kommentaren oder Diskussionen oder Vorträgen eingeladen, vielleicht, weil er auch im letzten Augenblick noch in Hausjacke und Pantoffeln ins Studio hinunterlaufen konnte. Damals waren die Sendungen *live*. Ein paar Mal ging ich mit ihm. Eine riesige Treppe zum Eingang hin, das Haus dann, hallenhoch, so still, als sei niemand drin. Im Senderraum einer der freundlichen Redakteure, die alle Herr Hausmann hießen. (Als ich, eine Generation später, auch in diesem Studio arbeitete, war Herr Hausmann immer noch da. Der gleiche oder sein Sohn, das habe ich nie herausgekriegt.) Ja, Nora wurde mit allen Hausmännern und dem ganzen Studio so vertraut, dass sie ins Studio spielen ging und einmal, kaum fünf Jahre alt, zusammen mit ihrer Freundin Regula (»Regeli«) sogar, von niemandem beachtet, in den großen Festsaal hineinspazierte, wo auf einem langen Tisch Speisen und Getränke auf wichtige Gäste des Hauses warteten. Nora und Regeli aßen von dem und jenem und vor allem von einer wundervollen Schokoladencreme, die sie aus einer großen Schale löffelten. Die bald hereintretenden Damen und Herren wunderten sich ein bisschen über die beiden Mädchen – und darüber, dass manche der Sandwiches oder Canapés angebissen waren –, und einer der Herren Hausmann fragte sie, was sie denn da trieben. Nichts, sagten sie im Chor. Spielen. Ihre verschmierten Münder verrieten sie, und mit dem Im-Studio-Spielen war es aus. – Herr Hausmann überfuhr auch

Nora mit seinem Auto ums Haar. Kreischende Bremsen, es reichte gerade noch. Wir alle waren sehr aufgeregt, nur Nora nicht, die sagte, im Auto sei ja Herr Hausmann gewesen, der könne sie gar nicht überfahren. »Der kennt mich doch.« – Auf das Dach des Studios war ein riesiges weißes Kreuz in einem roten Feld gemalt, um den alliierten Bombern zu zeigen, dass wir Freunde waren. Keine Deutschen.

Von der Dachterrasse aus – oder auch, wenn ich am Gartenzaun beim Nussbaum vorn stand – sah ich bis ins Elsass und, wenn ich den Blick nach rechts wandte, ins Markgräflerland. Vor mir eine Ebene, in deren Mitte der Rhein glitzerte und die sich, weit im Norden, unter Gewitterwolken verlor, oder in der Polarnacht. Links, blassblau, die Hügel der Vogesen. Näher, rechts, der Isteiner Klotz, ein weißer Felsen, von dem wir mit Respekt sprachen, weil in ihm ein Geschütz verborgen war, das bis zu unserm Haus hätte schießen können und dies – mein Vater und Erwin behaupteten es jedenfalls – einmal auch getan hatte. Ein Querschläger oder Irrläufer, vor dem sich Erwin und mein Vater gerade noch hatten wegducken können. Ich glaubte ihnen nur halb, vor allem weil sie, für einmal ein Herz und eine Seele, herzlich lachten, wenn sie die Geschichte zum Besten gaben. Immerhin war im Verputz ein Loch, aus dem Sand rieselte. – Während der *drôle de guerre* (oder war das später?) schoss die Haubitze zuweilen über den Rhein nach Huningue hinüber. Ein einsamer Knall. Keine Antwort, nie. Keine erkennbare Wirkung auch. – In Weil am Rhein sah ich sogar Menschen, kleine Figuren, die auf der Promenade am Flussufer gingen. Sie taten nichts Besonderes. Ich wusste aber, dass sie böse waren. Einmal führte ein Mann

ein Pferd am Zügel, und ich versuchte zu entscheiden, ob auch das Pferd ein böses war, oder eher ein armes, weil es in der Gewalt des bösen Manns war. (Später, viel später lernte ich die Schauspielerin Hilde Ziegler kennen. Sie war gleich alt wie ich und in ebendiesem Weil am Rhein aufgewachsen. Oft – so erzählte sie es, und sie beschrieb es auch in einem berührenden Erinnerungsbuch – hatte sie da am Rheinufer gestanden und nach Basel hinübergeblickt. Ins Land ohne Krieg. Vielleicht war sie eine der Menschenfiguren gewesen. Vielleicht hatte auch sie mich gesehen, wie ich zu ihr hinschaute, zu den Bösen.) – Wenn ich an den Stacheldrahtrollen der Grenze entlangging, zitterte ich um die Vögel, die ahnungslos und unbekümmert herumflogen. Mal saßen sie hier auf einem Ast, mal dort. Wenn ihnen drüben etwas Entsetzliches geschah! Ich bemitleidete die Bäume, die das Pech hatten, auf der andern Seite wurzeln zu müssen, um Meter nur getrennt von ihren Artgenossen, die ein gütiges Schicksal auf unserer Seite wachsen ließ. – Auch gab es keine Autos. Die Milch wurde von einem Wagen gebracht («Banga»), der von einem Pferd gezogen wurde, das von ganz allein wusste, wann es innehalten musste. Doch, Herr Doktor Massini hatte ein Auto. Einen Opel Olympia mit einem Holzvergaser, der, eine Art Kochkessel, am Heck hing. (Herr Doktor Massini sagte alles zweimal. Alles, immer. »Guets Tägeli, guets Tägeli«, sagte er, wenn er das Zimmer betrat. »Was ist uns denn heute passiert? Was ist uns denn heute passiert?« Dann musste ich ihm die Zunge herausstrecken – Löffel, »Ahh!«, Würgreiz –, und er prüfte mein Gehör. »Einundzwanzig«, flüsterte er. »Einundzwanzig.« Er sagte *immer* »einundzwan-

zig«, so dass ich auch dann ein gutes Gehör attestiert bekam, wenn ich ihn nicht verstanden hatte.) – In den Nächten zogen wir dicke schwarze Vorhänge vor die Fenster, und tatsächlich klingelten einmal zwei Kontrollpersonen (Hilfsdienstler, die zu nichts anderem zu gebrauchen waren) mitten in der Nacht an der Haustür und wiesen streng auf einen winzig schmalen Lichtstreif, der neben den Vorhängen ins Freie drang. Selbst meine Mutter, überordentlich und obrigkeitshörig, tippte sich an die Stirn, als sie wieder abgezogen waren. – Wenn ich einmal nachts auf die Straße durfte (an Weihnachten, wenn wir von den Großeltern oder Tante Nettel zurückkamen), erregte mich die *völlige* Dunkelheit. Es war, als habe Hitler sich auch das Licht der Sterne verbeten und als gehorche ihm, wie schon die Erde, auch der Himmel. Hie und da kam mir ein Glühpunkt entgegengeschwebt, die Zigarettenglut eines Passanten, der uns ausweichen konnte, weil auch mein Vater sein Positionslicht vor dem Mund hertrug. Die Straßenbahn tauchte aus dem Nichts auf. Auch sie hatte vorn ein blauschimmerndes Licht. Innen dann (schwarze Vorhänge auch hier) war es hell. – Der Garten war eine Plantage. Kartoffeln und Kohlköpfe bis zum fernen Zaun. Alle außer meinem Vater halfen mit. (Er wurde nach einem einzigen Versuch freigestellt, nachdem er eine Gießkanne über Erwins Hosen gegossen, eine Schubkarre voller Unkraut umgekippt und ein halbes Erdbeerbeet zertrampelt hatte.) Meine Mutter aber wurde eine derart passionierte Gärtnerin, dass sie mehr oder weniger immer im Garten zu finden war. Ich war stets in ihrer Nähe. Schürze, Gießkanne, Schaufel. Gartenschuhe, die die alten Sonntagsschuhe von Thomas waren und dre-

ckig bleiben durften. Ich verbrachte Stunden zwischen Bohnen und Erbsen und sammelte Kartoffelkäfer in eine Henkeltasse. Meine Mutter kauerte bei den Zucchini oder Zwiebeln. Irgendwo war auch Erwin. (Es gibt eine Erinnerung – ich beim Wasserfass –, wie meine Mutter und Erwin zwischen den Tomatenstauden stehen, nah beieinander, zwischen knallroten Früchten, und erregt aufeinander einreden. Erwin dann eilig ins Haus gehend. Ein Krach? Was sonst? Ich jedenfalls kauerte mich hinter dem Fass nieder, als hätte ich etwas gesehen, was ich nicht hätte sehen dürfen.) – Es waren die Jahre, in denen die Chemie ihre ersten Triumphe feierte. Meine Mutter hantierte ohne die geringste Sorge mit Kanistern voller tödlicher Säuren und mit Giftpulversäcken herum – ich mit ihr, mitten in dem Gesprüh und den Pulverwolken drin –, dies gewiss auch, weil Basel eine Chemiestadt war und ihr Vater – ein Chemiker im Labor zuerst, am Ende ein Vizedirektor – in der CIBA gearbeitet hatte. Sie schüttete so viel Pulver über die Kartoffeln, dass ich hätte meinen können, es habe geschneit, und aus einem Metallrucksack pumpte sie ein Gesprüh über den Blumenkohl oder eher noch die Him- und Brombeeren, bis diese blau waren. Alles wurde blau, die Schuhe, die Hosen, die Wege, die Haare, der Schuppen, die Mäuse, die auf ihren ebenfalls blauen Wegen von Loch zu Loch flitzten. Ich schleckte damals so viel Gift, atmete es ein, dass ich den Umweltdreck, dem wir heute ausgesetzt sind, als die reine Natur empfinde. Es war die Zeit, in der die Bauern – und also auch meine Mutter – alle Dosierungen, die auf der Packung empfohlen wurden, verdoppelten. Denn doppelt so viel war auch doppelt so gut. – Irgendwie

gehörten auch die Maikäfer zum Krieg. Tausende schwarze Punkte – Hunderttausende eher – schwirrten jeden Abend im letzten Licht der längst untergegangenen Sonne herum. Wir hielten Leintücher in die Höhe, in die die Käfer hineinprasselten. Es klang wie ein Platzregen. Ich schaufelte die Käfer in einen Eimer, und irgendwer brachte sie am nächsten Tag zu einer Sammelstelle. Der Liter brachte einen Rappen oder fünf. Einen Sommer lang stanken alle Eier nach Maikäfer, dann kam man wieder davon ab, sie den Hühnern zu verfüttern. Und natürlich war da dieses Lied, das ich vor mich hin summte, obwohl ich mich vor ihm fürchtete, und in dem ein Maikäfer flog, der Vater im Krieg und die Mutter im Pommerland war. Ich hatte keine Ahnung, wo Pommerland lag – weit weg gewiss –, aber es war abgebrannt und konnte kein guter Ort sein. – In der ganzen Riesenwohnung gab es nur noch ein geheiztes Zimmer, das kleinste, in dem wir uns also, als es Winter wurde, alle vier aufhielten. Tag und Nacht, so kommt es mir vor, obwohl es das Schlafzimmer von Mama und Papa war und wir Kinder gewiss weiterhin in unsern vertrauten Betten schliefen, bis zur Nasenspitze eingemummelt unter Decken und Federbetten und mit einer Bettflasche an den Füßen. Die Mutter nähte, flickte und strickte und redete, der Vater tippte auf seiner Maschine oder blätterte im *Littré* – er hatte die Fähigkeit, sich gegen jedes Außengeräusch so abzuschotten, dass man ihn anstupsen musste, damit er zuhörte –, und Nora und ich spielten mit unsern Stoffnegern, die jeder eine von meiner Mutter gestrickte Hose und Jacke trugen. Noras Neger war leuchtend orange, meiner dumpf grün. Das Zimmer hieß »die Wärme«. »Komm in die Wärme, Uti!«

Wir aßen sogar in der Wärme, und meine Mutter kochte im Mantel in der eisigen Küche. – Auch war es die Zeit, da man jedes Mal den Lichtschalter drückte – eine einsame 25-Watt-Glühlampe an der Decke –, wenn man ein Zimmer betrat. Man drückte ihn erneut, wenn man das Zimmer verließ, und sei es nur für ein paar Augenblicke. Das Gleiche im Korridor. Licht an, die zehn Schritte bis zu seinem Ende, Licht aus. »Liiiiicht aus!«: Dieser Ruf war ein Leitmotiv meiner jungen Jahre. – Mein Vater war dann weg. Hie und da nur tauchte er (auf einem Fahrrad?) auf, in einer Soldatenuniform jedenfalls, die er zu Hause auszog und mir überließ. So rumpelte ich in viel zu großen Nagelschuhen, mit einer feldgrauen Mütze, die mir bis über die Ohren und Augen hing, und mit allerlei Lederzeug um Brust und Bauch herum durch die Wohnung und in den Garten hinaus, grüßte Astor, indem ich die Hand an den Käppirand legte, und blickte drohend zu den Ländern des Feinds hinüber. Das Bajonett schlug bei jedem Schritt gegen meine Beine. Dann bewachte ich Haus und Garten, bis mich mein Vater rief, weil er sein Zeug wieder brauchte. Er hatte nun seine Uniform wieder an, schnallte das ganze Lederzeug um (in den Munitionstaschen waren seine Zigaretten), schnürte die Schuhe, hob mich hoch, gab mir einen Kuss und zog erneut in den Krieg.

EINMAL stand ich im Kornfeld hinter dem Haus, ein Dutzend Meter von dem Feldweg entfernt, der dem Gartenzaun entlang zur Straße hinunterführte und gleich vor mir eine Abzweigung hatte, von der aus ein ebenso schmaler

Schotterweg nach Binningen ging. Fern der Wald. Ein blauer Himmel. Hitze. In unserm Garten brannte ein Feuer. Ich, keine Ahnung, was ich da in dem Getreidefeld tat. Nichts, ich stand. Plötzlich tauchte auf dem Weg ein Mann auf. Weit weg, beim Nussbaum oben. Er rannte, und ich wusste sofort, dass das kein gutes Rennen war. So rannte man, wenn man auf der Flucht war. Er kam näher. Bald hörte ich sein Keuchen und sah sein schweißüberströmtes Gesicht. Er war tatsächlich in Lumpen: Hemd, Hose, Jacke, alles farblos und zerschlissen. Er war nun ganz nah – hatte panische Augen, die mir keinen Blick gönnten –, bog in den Weg nach Binningen ab, wurde kleiner und kleiner und verschwand endlich im Wald. Als er weg war, wurden, wieder beim Nussbaum, zwei weitere Männer sichtbar. Sie hielten einen Hund an der Leine, einen Schäferhund, der die Nase am Boden hielt und an seiner Leine zerrte, obwohl auch diese Männer schnell liefen. Sie rannten selbstsicherer, so wie jemand läuft, der recht hat. Auch sie kamen näher. Ein großer stämmiger Mann und ein etwas kleinerer. Sie keuchten auch, aber weniger gehetzt. Polizisten, ja, da war ich mir sicher, obwohl sie zivile Kleider an hatten. Hielt einer einen Revolver in der Hand? Als sie nahe bei mir waren, rief der Große, ohne seine Schritte zu verlangsamen: »Wohin ist er?« Ich deutete zum Weg nach Binningen. Der Hund wusste es auch schon. Die beiden Verfolger bogen ab und rannten ebenfalls dem Wald zu. Ich sah ihnen nach. Ich hatte meinen ersten Verrat begangen.